

16. Sonntag „A“ -Zu 13,24-43

Manchmal möchte man wohl, dass Gott eingreift und alle die Gewalttätigen, Schmarotzer, Betrüger usw. am Schopf packt und aus dem Acker des Lebens herausreißt. Manchmal möchte man wohl, dass Gott wenigstens in der Kirche den Sumpf von Unehrlichkeit und Besserwisserei austrockne. Aber er tut es nicht. Er lässt das Unkraut zusammen mit dem Getreide wachsen, bis zur großen Ernte, die allen bevorsteht, wenn das Gericht kommt.

Für viele Menschen ist diese scheinbare Untätigkeit Gottes ein großer Anstoß, ein Ärgernis. Sie an seiner Stelle, mit seinen Machtmitteln, hätten es anders, besser gemacht. Jedoch, ist es gerecht, Gott wegen seiner endlosen Geduld und Langmut anzuklagen? Zunächst fühlen wir uns ganz sicher. Aber dann beschleicht uns doch der Zweifel, wenn uns nämlich die Frage kommt, ob wir selber vielleicht lieber nicht schon heute, sondern erst morgen von Gott gerichtet werden möchten. Und es kann uns auch aufgehen, dass es vielleicht doch besser sein könnte, vom barmherzigen Gott gerichtet zu werden als von Menschen, die ebenso aufs Verurteilen erpicht sind wie wir, wenn uns der moralische Zorn packt. Denn das gerechte Richten ist eine sehr schwierige Aufgabe, und es setzt viel Klugheit und Selbstbeherrschung voraus.

So ist es wichtig, sich ein paar Gedanken zu machen über die Frage, was ein Gutes und was ein schlechtes Urteilen ist. Drei Überlegungen sind hier vielleicht hilfreich. Erstens: Der hl. Ignatius von Loyola hat aus eigener bitterer Erfahrung eine Erkenntnis gewonnen, die er an den Anfang seines Exerzitienbüchleins stellt. Sie ist auch für uns von großer Bedeutung. In die Sprache unserer Zeit übersetzt, lautet sie so: **„Ein jeder Christ muss versuchen in der Aussage seines Nächsten einen guten Sinn zu vermuten. Gelingt ihm das zunächst nicht, so stelle er sein Urteil zurück und erkundige sich nach den Gründen, warum der andere so denkt. Er wird ihn dann in vielen Fällen besser verstehen.“** Eine gute, verantwortliche Beurteilung ist also eine, die nicht dem ersten Eindruck folgt, sondern sich sorgfältig nach dem erkundigt, was der andere wirklich gesagt hat.

Die zweite Überlegung ist: Man darf und soll auch kämpfen für die Meinung, die man hat, aber dies sollte nach Möglichkeit mit Gründen geschehen, nicht mit rotem Kopf und schreiender Stimme. Natürlich gibt es auch in der Kirche in unserem Land nicht nur Meinungsverschiedenheiten, sondern auch Richtungskämpfe, wenn es um die Unterscheidung zwischen dem Weizen und Unkraut geht. Diese Richtungskämpfe haben sich sogar in der letzten Zeit zugespitzt. Hier ist besonders wichtig zu sehen, dass eine Auseinandersetzung um die christlichen Wege, die von Emotionen und maßlosen Unterstellungen geprägt ist, in jedem Fall schon nicht mehr christlich bleibt.

Die dritte und letzte Überlegung bezieht sich nun vor allem auf die Auseinandersetzung innerhalb der Weltkirche. Sie lautet: Der zentrale Inhalt unseres Glaubens, der dessen Saft und Kraft, dessen Glanz und Freude ausmacht, steht höher als diese oder jene Meinung zu kirchlicher Disziplin, zur Amtsführung des Papstes und der Rolle vom Vatikan, zur Orientierung der weltkirchlichen Personalpolitik. Der gemeinsame Glaube an Christus muss uns höher stehen als unsere Position im Streit zwischen den sogenannten Konservativen und den sogenannten Progressiven innerhalb der Weltkirche. Mag uns das, warum es in diesem Streit geht auch wichtig sein, so darf es uns doch nie so wichtig werden, dass uns darüber der eigentliche Gehalt des gemeinsamen Glaubens in den Hintergrund rückt und dadurch mehr und mehr verblasst.

Wenn Gott also den Weizen und das Unkraut wachsen lässt, dann sollten wir nicht strenger als Gott sein wollen, sondern seine Geduld und Toleranz nachahmen. Ist er doch unser gemeinsamer Vater: Den Vater für mich, den Weizen für dich, und das Unkraut? Oder doch nicht? Vielleicht auch umgekehrt: Den Vater für dich, den Weizen für mich, das Unkraut? Gott lässt es auf die Zeit der Ernte warten.